

Bewußtlose Psychologie
- Wie unumgänglich ist die Perspektive der ersten Person ? -

Werner Greve

1995

Bewußtlose Psychologie

Wie unumgänglich ist die Perspektive der ersten Person? ¹

Leider ist keineswegs immer zutreffend, was Menschen behaupten. Menschen irren sich vielfach, manche Menschen lügen, oft überlegen Menschen nicht, was sie sagen, mitunter können sie nicht ausdrücken, was sie sagen möchten, und manchmal können sie nicht einmal wissen, was sie zu wissen behaupten oder sogar zu wissen glauben. Dies alles ist schon schwerwiegend genug, wenn es um äußerlich erkennbare, d.h. intersubjektiv überprüfbare Ereignisse geht, z.B. vor Gericht. Jedoch ist hier die Hoffnung vielleicht noch berechtigt, durch eigenen Augenschein oder den Vergleich verschiedener Auskünfte die Wahrheit schließlich doch herauszufinden. Die Unzuverlässigkeit von Auskünften wird für die Psychologie zum Problem, wenn Menschen von sich oder über sich berichten. Denn hier, so scheint es auf den ersten Blick, ist die intersubjektive Überprüfung schwierig, vielleicht sogar unmöglich. Wie aber soll, so könnte man fragen, die Psychologie - als Wissenschaft auch des menschlichen Erlebens - zuverlässig etwas herausfinden, ohne die Möglichkeit zu haben, ihre dem Anschein nach erste und einzige Datenquelle überprüfen zu können? Oder gibt es einen Weg, der gewissermaßen unter Umgehung von Auskünften aus der Perspektive der „ersten Person“ zum Ziel führt?

In der Tat ist die Hoffnung, eine wissenschaftliche, womöglich *naturwissenschaftliche* Psychologie könne auf Selbstauskünfte der Personen verzichten, kaum jünger als die Disziplin selbst. Das grundsätzliche Mißtrauen gegen die Methode der „Introspektion“ ist sicher zugleich mit der Methode selbst entstanden

¹ Eine frühere Version dieses Textes wurde als Vortrag gehalten am 9.12.1992 im allgemeinspsychologischen Kolloquium an der Universität Bonn. Die Vortragsform wurde im wesentlichen beibehalten.

und gewachsen. Und es scheint in der Tat auch mehr als berechtigt: Was soll es bedeuten, möglichst genau in sich hineinzuschauen, um die Abfolge von Empfindungen zu beschreiben? „Was kann das heißen: 'meine Aufmerksamkeit auf mein Bewußtsein lenken'?“ (Wittgenstein, 1984, § 412).

Die entscheidende Frage lautet damit: Kann man nicht das, was wir als Psychologen wissen wollen, vielleicht doch herausfinden, ohne sich dabei auf die offenkundig fehleranfälligen Selbstauskünfte von Personen verlassen zu müssen? Falls es aber eine positive Antwort auf diese Frage geben sollte, ist die unmittelbare Selbstauskunft des jeweiligen Menschen im Grunde überflüssig geworden: da es ein - zuverlässigeres - Kriterium für sie gibt, kann direkt auf dieses zurückgegriffen und also auf die Auskunft selbst verzichtet werden.

Insofern scheint die Frage nicht nur berechtigt sondern naheliegend: Können wir nicht auf Selbstauskünfte, auf die „Perspektive der ersten Person“ ganz verzichten? Sollten wir das nicht sogar, wenn wir unseren Daten und Theorien trauen wollen? Oder geht es am Ende doch nicht ganz ohne?

Tatsächlich hofften die Introspektionisten, Personen - und zwar nicht etwa psychologische Laien, sondern sich selbst und ihre Schüler - soweit zu schulen, daß sie auf dem Weg einer „Innenschau“ etwas über psychische Prozesse und Dynamiken erfahren könnten. Offenkundig jedoch verlangt der Introspektionismus zuviel von seinen Versuchspersonen, wenn er von ihnen Auskunft über Prozesse zu erhalten hofft, zu denen wir keinen unmittelbaren Zugang haben. Wie *mache* ich das, wenn ich mich erinnere? Was *tue* ich, wenn ich addiere? Wie *gelingt* es mir, Reize zu verarbeiten, die ich bewußt gar nicht wahrgenommen habe? Erkennbar sind derartige Fragen unbantwortbar, und zwar schon deswegen, weil *ich* überhaupt nichts *tue*, wenn ich mich erinnere. Mir fällt der scheinbar vergessene Buchtitel einfach wieder ein. Wie wenig hierbei Absicht oder Wille eine Rolle spielen, weiß jeder, der in einer Prüfung schon einmal verzweifelt nach einem Namen, einer Formel oder einem Begriff gesucht hat. Derartige Prozesse sind vielmehr *subpersonale* Prozesse, d.h. auf der Ebene von handel-

den Personen schon begrifflich nicht adäquat beschreibbar – und also a fortiori nicht erklärbar.

Die Debatte um die Zuverlässigkeit selbstbezogener Informationen ist seither ein Evergreen der Psychologie geblieben. So behaupten etwa Nisbett und Wilson (1977) in einer vielzitierten Arbeit, daß Personen, die über sich befragt würden, mehr berichteten, als sie wissen könnten, etwa indem sie im Sinne subjektiver, größtenteils impliziter Theorien, Antworten und Auskünfte generieren, die Ihnen im Augenblick und im Lichte der ihnen aktuell präsenten Tatsachen und Argumente plausibel erscheinen, die aber alles andere als eine valide Auskunft über das sind, was eigentlich gefragt war. Sie sind in diesen Fällen vielmehr so fehlbar - und in aller Regel vermutlich tatsächlich falsch - und so unvollständig, wie die jeweils involvierten subjektiven Theorien es notwendigerweise sind (vgl. auch Wilson, 1985; Wilson & Stone, 1985).

Diese Auffassung hat freilich auch Kritik gefunden (vgl. etwa Groeben, 1986; Smith & Miller, 1978). Ich verzichte hier jedoch auf deren detailliertere Diskussion, um vielmehr der grundsätzlicheren Frage zu Leibe zu rücken, ob mit einem plumpen Introspektionismus und aufgrund der Argumente gegen die Zuverlässigkeit von Selbstauskünften zugleich jede Form von Selbstauskunft über jede Art psychischer Phänomene obsolet oder obskur geworden ist. Jedenfalls knüpft sich an die Hoffnung, eine wissenschaftliche Psychologie könne auf Selbstauskünfte ganz verzichten, mehrere Fragen. Welche Implikationen hätte es, welche Risiken hätte man einzukalkulieren, wenn man nicht auf Selbstauskünfte verzichten würde? Sind Selbstauskünfte tatsächlich immer und in allen Fällen irrtumsanfällig? Kann man vielleicht gar nicht auf sie verzichten, wenigstens in einigen Bereichen? Was bleibt an Psychologie noch übrig, wenn man es dennoch täte?

1 Der Plan der Untersuchung

Ich möchte mein Thema in mehreren Schritten angehen. Ich beginne mit der Diskussion einer Frage, die meinem eigentlichen Thema offenbar vorgeordnet ist: (1) Kann die Psychologie auf Begriffe wie z.B. Absicht, Meinung, Überzeugung, Eifersucht, Stolz, überhaupt: Gefühl und Empfindung, natürlich auch Streß, kurz: kann sie auf *mentale* Begriffe, auf eine mentale Sprache verzichten? Ich will diese Frage in drei Schritten untersuchen. Das Ergebnis dieser Vor-Untersuchung wird sein, um das für vermutlich niemanden unter Ihnen überraschende Ergebnis vorweg zu nehmen, daß eine Psychologie ohne mentale Konzepte schlechterdings kaum vorstellbar ist. Ein besonders spannender Aspekt dieser These besteht in der damit noch nicht entschiedenen Frage, ob diese mentalen Begriffe, wenn sie denn unverzichtbar sein sollten, die Begriffe der Umgangssprache sein müssen - oder doch wenigstens gewissermaßen „Verwandte ersten Grades“ von diesen. Ich werde auch diese Frage positiv beantworten. Dieser erste Teil wird einen beträchtlichen Teil meiner Untersuchung einnehmen. Die eigentliche Frage baut ja auf dieser Voraussetzung insofern auf, als Selbstauskünfte und damit die Perspektive der „ersten Person“ jedenfalls dann verzichtbar wären, wenn derartige, alltagssprachlich vorbestimmte mentale Konzepte überhaupt verzichtbar werden, denn daß die Person selbst *nicht* in theoretischen oder reduktionistischen Begriffen wie etwa „kognitives Netzwerk“, „semantischer Knoten“, „Aktivierung“ etc. über sich Auskunft zu geben vermag, daß sie aus der Innenperspektive nicht weiß, wie ihr Gedächtnis eigentlich funktioniert, wie sie Informationen verarbeitet, wie sie wahrnimmt, steht vermutlich nicht ernstlich in Frage.

Anders gesagt: Die Frage, ob Selbstauskünfte der Person, und das heißt eben: die Perspektive der ersten Person wenigstens für einige Fragen der Psychologie unverzichtbar ist, stellt sich überhaupt nur, wenn eine wissenschaftliche Psychologie ohne mentale Begriffe nicht auskommen kann. Hier lassen sich, scheint mir, zwei Fragekomplexe getrennt untersuchen. Zum einen: (2) Kann man, um diese mentalen Prozesse zu untersuchen, auf die *Selbstbeobachtung* derartiger menta-

ler Prozesse verzichten? Und zum anderen: (3) Kann man zur Erfassung derartiger mentalen Zustände auf *Selbstauskunft* der Person über sie verzichten? Dabei wird man sich natürlich auch fragen müssen, ob zwischen (2) und (3) ein substantieller Unterschied besteht.

Bevor ich diese Fragen etwas näher untersuche, sollte ich zwei - miteinander verbundene - Punkte klarstellen. Zum einen sollte ich fairerweise auch auf die Gefahren einer Überbetonen der subjektiven Perspektive hinweisen. Wenn man die subjektive Sicht übermäßig ernst nimmt, sie gar als die einzig angemessene ansieht, verkennt oder unterschätzt man nicht nur leicht die Möglichkeiten unabhängiger, objektiver (intersubjektiver) Prüfung, man gerät auch leicht in trübe und untiefe philosophische Gewässer, z.B. in die Nähe von Positionen, die die Interesse- und Perspektiveabhängigkeit jeder Erkenntnis nahelegen, oder gar einen Solipsismus attraktiv erscheinen lassen. Jedoch sind beide, wenn auch in etwas unterschiedlicher Weise, selbstwiderlegend bzw. -zerstörend. Ich gehe aber davon aus, daß diese Gefahr der Überschätzung subjektivistischer Positionen heutzutage in akademischen Kontexten nicht allzu hoch veranschlagt werden muß. Ich werde mich daher im folgenden eher bedenkenlos für die subjektivistische Sicht starkmachen, und dabei die Gefahr nicht scheuen, subjektivistischer zu erscheinen als ich es bin. Mir erscheint, anders formuliert, die Frage lohnend, was am Subjektivismus bei näherer Betrachtung wahr ist.

Zum zweiten - und auch dies sollte bereits in den einleitenden Bemerkungen deutlich geworden sein - räume ich ohne weiteres ein, daß es zahlreiche Fragestellungen gibt, in denen entweder schon eine *Selbstauskunft* der betreffenden Person nicht zu bekommen ist, oder, selbst wenn sie zu bekommen wäre, allenfalls den Status einer fehlbaren und vermutlich falschen Hypothese hätte, weil jedenfalls die *Selbstbeobachtung* der betreffenden Person eine unerfüllbare Aufgabe stellen würde. Dies betrifft durchaus nicht nur etwa Gedächtnis- oder Informationsverarbeitungsprozesse, sondern beispielsweise auch Dynamiken der Selbstkonzeptverteidigung oder der Stabilisierung einer personalen Identität an-

gesichts widriger und unerwarteter Erfahrungen (Greve, 1990; Brandtstädter & Greve, 1992).

Man könnte übrigens als streitbarer Vertreter eines Subjektivismus durchaus schon an dieser Stelle einhaken und fragen, ob nicht doch auch in diesen Forschungsbereichen Selbstauskünfte der Person eine zentrale Rolle spielen. So ist zum Beispiel die Frage, ob eine bestimmte Präsentationsdauer eines Reizes noch zu lang oder bereits hinreichend kurz ist, um eine bloß subliminale Rezeption sicherzustellen, nicht apriori und auch nicht ohne die Auskunft von Personen entscheidbar (die Auskunft nämlich, ob und ggf. was sie bewußt wahrgenommen hat). Mindestens bei der Validierung von Verfahren spielen nach dieser Überlegung Auskünfte aus erster Hand eine mindestens oft unvermeidliche Rolle. Auch indirekte Maße für kognitive Prozesse sind in diesem Sinne möglicherweise unumgänglich auf valide Auskünfte der Person angewiesen.

Ich möchte meine Argumente aber nicht auf diesem Punkt aufbauen, sondern die Existenz von Forschungsfeldern und -fragestellungen, die ohne Selbstauskunft auskommen können und vielleicht sollen, hier ohne weitere Debatte zugestehen. Ich will hier nur für die etwas schwächere Position argumentieren, daß es Fragestellungen gibt, in denen eine unmittelbare Selbstauskunft aus der Perspektive der ersten Person unumgänglich ist. Ich will diese Position allerdings durch den Zusatz provokativ oder doch wenigstens interessant zu machen versuchen, daß diese Fragestellungen einen wesentlichen Teil der Identität der Psychologie ausmachen.

2 Verzicht auf mentale Begriffe und Konzepte

Nehmen wir also die erste Frage in Angriff: Kann die Psychologie auf mentale Begriffe verzichten? Was bleibt, wenn sie es tut? Ich antworte darauf mit einer dreiteiligen These (vgl. hierzu ausführlicher Greve & Wippermann, 1990): Mentale Prädikate lassen sich weder (1) vollständig ignorieren noch (2) auf beobacht-

bare Phänomene reduzieren noch (3) verlustlos auf eine in irgendeiner Weise physiologisch oder sogar physikalisch beschreibbare Ebene abbilden. Warum nicht?

(1) *Ignoranz*. Könnte man nicht, so lautet ja bekanntlich die Frage und der Vorschlag des Behaviorismus, auf die Begriffe der mentalen Sprache, wie sie die Umgangssprache, die „folk psychology“, andauernd gebraucht, in der psychologischen Theorienbildung und Forschung gänzlich verzichten? Sollte man nicht ihre notorische Unschärfe zum Anlaß nehmen, sie für verbesserungsbedürftig und -fähig zu erklären? Die Voraussetzung des Behaviorismus ist es dabei, daß es der Psychologie als empirische Wissenschaft lediglich um die Beschreibung und Erklärung bzw. Vorhersage von beobachtbarem Verhalten zu gehen habe. Die These des methodologischen Behaviorismus lautet dann, daß mentale Phänomene auch nicht notwendig sind, um dieses Verhalten zu erklären bzw. vorherzusagen, oder mit anderen Worten: daß sie auch im Explanans psychologischer Erklärungen nichts zu suchen hätten.

Schon die Voraussetzung des methodologischen Behaviorismus ist jedoch problematisch. Es ist mehr als fraglich, ob wir (etwa wie Mediziner oder Biologen) auf mentale Phänomene ganz verzichten können und dabei dennoch Psychologen, d.h. Vertreter einer eigenständigen Disziplin bleiben können (vgl. hierzu z.B. Baker, 1988; Herrmann, 1987). Als Alternative bleibt ja offenbar nur, bewußte Kognitionen wie Absichten und Überzeugungen, aber auch Emotionen wie Stolz, Dankbarkeit, oder Eifersucht und genau besehen überhaupt menschliche Handlungen im vollen Sinne des Wortes aus dem Gegenstandsbereich psychologischer Erklärungen auszuschließen. Abgesehen von dem Sturm der Entrüstung, den dieses Ansinnen angesichts der derzeitigen Konjunktur etwa des Handlungsbegriffes auslösen dürfte, erscheint dieser Weg aber schon deswegen kaum gangbar, weil die Frage, was dann noch an interessanten und relevanten Gegenständen psychologischer Forschung bleibt, kaum noch ermutigende oder motivierende Antworten verspricht. Hautreaktionen und hormonelle oder Hirnstromveränderungen, ja auch psychische Vorgänge im engeren Sinne wie Ge-

dächtnisleistungen oder Wahrnehmungsphänomene bilden ja in vieler Hinsicht gewissermaßen nur das Interface zu zentralen Fragen, zu deren Erforschung die Väter der Wissenschaft einmal angetreten waren: „Warum tut er oder sie das, was sie oder er da tut?“; „Warum empfindet sie oder er in dieser Situation das, was sie oder er empfindet?“; „Wie entsteht jene Depression, wie ist sie zu verringern oder gar zu vermeiden?“. Wenn das, was er oder sie da tut oder fühlt, nicht mehr Gegenstand unserer Wissenschaft sein könnte, wäre es - alles in allem - relativ müßig, über den Rest Bescheid zu wissen.

Diese letzte Formulierung ist zu Provokationszwecken natürlich viel zu stark gewählt. Selbstverständlich gibt es zahlreiche Fragen, die sowohl hochinteressant und -relevant als auch psychologische Fragestellungen im engeren Sinne sind, d.h. mit mentalen Konzepten arbeiten. Z.B. angewandte Kognitionspsychologie, wie ich mich beeile zu betonen, ist so ein spannendes und wichtiges Forschungsgebiet. Es ist aber nicht das einzige, und wohl auch nicht das wichtigste. Und es gibt zahlreiche und sehr wichtige, für die die oben gewählte Formulierung trifft. Und diese Frage machen ein Herzstück der Identität unserer Wissenschaft aus, und bilden - nebenbei gesagt - auch einen Teil der Grundlage ihrer Legitimität.

Müssen nun aber die mentalen Begriffe, auf die sich die Psychologie stützt, die Begriffe der Alltagssprache sein? Zwar müssen sich die Gegenstände der Psychologie bzw. deren begriffliche Erfassung und Abgrenzungen nicht unbedingt und in allen Fällen strikt nach der Umgangssprache richten (Stichwort z.B. „priming“ o.ä.). Aber der alltägliche Sprachgebrauch weist uns immerhin auf zahlreiche interessante Phänomene hin (z.B. eben Gefühle, Absichten, Meinungen), die zudem offensichtlich schon vor jeder wissenschaftlichen Reflektion hinreichend definiert, d.h. abgrenzbar sind, denn sonst wäre der entsprechende Begriff nicht sinnvoll verwendbar. Und kann man ernsthaft vertreten, die Psychologie habe mit der Erforschung dieser uns allen vertrauten Phänomene (Angst, Depression, Absicht, Meinung, Überzeugung, Eifersucht usw.) nichts zu tun? Wer, wenn nicht sie? Zumindest dann, wenn wir diesen Phänomenen auf die Spur kom-

men wollen, müssen wir aber auch immer wieder auf die Verwendung der sie beschreibenden Begriffe in der Umgangssprache rekurrieren. Sie (die Verwendung) ist das Kriterium dafür, ob wir noch über dasselbe Thema reden. Das schließt in keiner Weise aus, daß die Psychologie Differenzierungen und Präzisionen vornimmt; dies wird im Gegenteil gerade einer ihrer vornehmsten Aufgaben in diesem Arbeitsbereich sein.

Der Wissenschaftler, der für umgangssprachliche mentale Konzepte vollständig neue Operationalisierungen einführt („Angst hat, wer im Fragebogen X einen Wert größer Y hat“), wechselt demnach schlicht das Thema (wobei die Frage offenbleiben kann, ob er dann überhaupt noch eines hat). Die Items des Fragebogens zur Angst müssen etwas damit zu tun haben, was wir normalerweise Angst nennen, sonst mißt er *Angst* gewissermaßen nur zufällig und gelegentlich. Wenn der Fragebogen ausschließlich nach der Lieblingsspeise, der Körpergröße, der Händigkeit oder ähnlichen Dingen fragte, wäre dies schon deshalb kein Fragebogen über *Angst* (vielleicht einer über Korrelate von Angst; ich komme auf diesen Punkt zurück). „Um die Angemessenheit oder Sinnadäquatheit von Operationalisierungsvorschlägen beurteilen zu können, bedarf es eines begrifflichen bzw. theoretischen Vorverständnisses der zu operationalisierenden Konzepte. Dieses kann über operationale Definitionen nicht entwickelt, sondern allenfalls zum Ausdruck gebracht werden“ (Brandtstädter, 1986, p. 202). Andernfalls könnte man nur noch zeigen, daß ein gewisser Varianzanteil von „X“, wobei die Wortmarke für „X“ ohne echte Bedeutung wäre, aus „Y“ vorhergesagt wird. Aber dieses „X“ kann ohne Rekurs auf die Alltagssprache niemals mit der depressiven Stimmung unseres Klienten in Verbindung gebracht werden. Spätestens wenn wir als Psychologen etwa in Beratung oder Therapie Anwendungsinteressen verfolgen, müssen wir jedenfalls auf die natürliche Sprache unserer Klienten zurückgreifen. Und spätestens hier wird die Unsinnigkeit eines Unternehmens deutlich, das sich von der Umgangssprache vollständig abkoppeln wollte.

An dieser Stelle ist vielleicht eine Klarstellung notwendig. Der hier naheliegende, etwa von Mario Bunge (1984) geäußerte Einwand, „daß Alltagserkenntnis

zum großen Teil Volksaberglaube“ sei (Bunge, 1984, p. 10; vgl. etwa auch Hastaedt, 1988, p. 103), beruht vermutlich auf einem Mißverständnis dessen, was in diesem Zusammenhang mit der „Psychologie der Alltagssprache“ eigentlich angesprochen ist. Damit sind nicht jene in die Umgangssprache abgesickerten Begriffe oder Theoriefetzen der Psychologie (als Disziplin) gemeint, die ihren ursprünglichen Sinn überdies oft nur noch rudimentär erahnen lassen („ich muß meine Identität finden“, „er verdrängt das nur“, „sie will sich selbst verwirklichen“). Diese „small talk psychology“ kann nicht nur durch wissenschaftlichen Fortschritt überholt werden, sie war es wohl vielfach schon, bevor sie common sense wurde. Gemeint ist hier vielmehr die intentionale Redeweise über Personen („er will“, „sie meint“, „ich fühle“), das Sprechen über psychische Phänomene wie Schmerz, Zorn, Trauer, Meinung etc., das - unberührt von allen Moden und Trends der Psychologie oder Philosophie - „in umgangssprachliches Deutsch wie auch in andere Sprachen quasi eingebaut ist“, wie auch Bunge selbst zugesteht (1984, p. 19). Nur für die Unmöglichkeit, „folk psychology“ in diesem Sinne zu ignorieren, habe ich in diesem Abschnitt argumentiert. Zwar wird auch die Alltagspsychologie der ersten Art das Bild, das wir uns von uns und anderen machen, zweifellos beeinflussen (das tut in gewissem Sinne auch die Herzchirurgie), aber ebenso sicher werden diese Einflüsse durch ihre Nachfolger nur zu bald abgelöst werden. Eine derartige Ablösung ist dagegen hinsichtlich der Alltagspsychologie zweiter Art nicht zu erwarten. Insofern trifft die These, die Alltagspsychologie sei „eine zwar volkstümliche, jedoch überholte Lehre“ (Bunge, 1984, p. 19), hier nicht den Punkt.

In einem gewissem Sinne können wir überdies ohne Bezug auf mentale Prädikate nicht einmal adäquat beschreiben, was jemand gerade tut. Von der adäquaten Beschreibung des Explanandum aber hängt die Korrektheit der Erklärung bzw. Vorhersage zweifellos wesentlich ab. Zu dieser adäquaten Beschreibung ist aber, so scheint es, der Rekurs auf mentale Phänomene (Absichten, Erwartungen etc.) unvermeidlich (Greve, 1994). Was tut Herr Schmitt, den wir da hinter seinem Rasenmäher hergehen sehen? Er könnte seinen Rasen pflegen, die Klee-Ernte vorbereiten, seiner Frau aus dem Wege gehen, seinen Nachbarn ärgern,

sein Anwesen verschönern, den Wert seines Eigentums erhöhen, etwas für seine Gesundheit tun, er könnte auch mehreres hiervon tun (Rommetveit, 1980). War jene Handbewegung ein Gruß, das Verscheuchen einer Fliege, oder ein Reflex? Jede Interpretation würde mit dem, was wir sehen können, übereinstimmen. Das aber bedeutet, daß das, was wir sehen, also nicht mehr Kriterium für die Entscheidung zwischen den genannten Alternativen sein kann. Die Bedeutung dessen, was wir sehen oder hören, sehen oder hören wir offenbar nicht. Die „rein“ physiologische Beschreibung von Herrn Schmitts Verhalten, auch wenn sie - vollständig - möglich wäre, verpaßt gerade die psychologische Pointe dessen, was er da jeweils tut (vgl. hierzu auch Greve & Wentura, 1992).

Kurz:: Die Alltagspsychologie („folk psychology“) *definiert* mentale Begriffe oder Phänomene. Die damit implizierten Zusammenhänge, die „Grammatik“ der Begriffe im Sinne Wittgensteins, sind „naive Theorien“ in dem Sinne, daß sie verschärft und präzisiert werden können, im Sprachgebrauch für die Zwecke der Wissenschaft oft zu unscharf sind (und inkonsequent verwendet werden), aber sie sind nicht „naiv“ im Sinne von „dumm“ oder gar „falsch“, sie sind nicht empirisch widerlegbar, weil sie die Grundlage empirischer Forschung sein müssen. Die „Umgangspsychologie“ („small talk psychology“) enthält dagegen in aller Regel verzerrte Sedimente der wissenschaftlichen Psychologie, d.h. „naive Theorien“ in einem wörtlichen Sinne: unreflektierte Zusammenhangsbehauptungen, die falsifizierbar sind und in aller Regel wohl tatsächlich falsch.

(2) *Reduktion auf Beobachtung*. Dagegen scheint sich nun aber ein starkes Argument zugunsten eines Operationalismus anzubieten: die These des logischen Behaviorismus (vgl. etwa Chihara & Fodor, 1977). Ihr zufolge weist die Tatsache, daß wir den korrekten Gebrauch mentaler Begriffe überhaupt erlernen können, darauf hin, daß letztlich offenbar doch äußere, erkennbare Merkmale den Sprachbenutzer in die Lage versetzen zu entscheiden, ob das fragliche Prädikat vergeben werden soll und kann oder nicht. Wie sollten Eltern ihre Kinder im Gebrauch eines Begriffs wie Absicht unterweisen und gegebenenfalls korrigieren, wenn ihnen keine Kriterien über seine Anwendbarkeit zur Verfügung ständen? Wie

sollten wir über etwas reden, uns über etwas verständigen können, über das scheinbar jeder nur privat Bescheid weiß? Nein: „Ein innerer Vorgang bedarf äußerer Kriterien“ (Wittgenstein, 1984, § 580).

Nun spricht dieses Argument zunächst dafür, den Gebrauch (und damit die Bedeutung) mentaler Prädikate in der Alltagssprache sorgfältig zu beachten und zu untersuchen. Schlichte behavioristische Operationalisierungsversuche (zumal im deterministischen Paradigma von „Verstärken“ oder „Bestrafen“ etc.) werden dem Wittgensteinschen „Privatsprachenargument“ sicher nicht ohne weiteres gerecht. Aber bleibt nicht doch der grundsätzliche Punkt bestehen? Muß nicht nach diesem Argument die Reduktion auf Beobachtbares als Königsweg zu mentalen Prädikaten betrachtet werden?

Das Programm der Reduktion mentaler Prädikate auf das beobachtbare Verhalten scheitert jedoch an mehreren Punkten (vgl. hierzu auch Wiesendanger, 1987, p. 100ff). Ein erstes Problem ist der episodische Charakter vieler mentaler Phänomene. Ihre Reduktion auf Verhaltensdispositionen, wie sie in der Tradition von Gilbert Ryle (1949) versucht wurde, erscheint daher etwa für spezifische Absichten, Erfahrungen, Gefühle und Empfindungen undurchführbar (vgl. hierzu etwa Wiesendanger, 1987, p. 101). Eine zweite, wichtige Klippe, die ich hier nur kurz andeuten kann, ist das Problem des „mentalen Holismus“. Damit ist die Entdeckung gemeint, daß sich mentale Phänomene nicht vollständig erläutern lassen, ohne daß man dabei wiederum auf mentale Phänomene Bezug nimmt (vgl. hierzu Bieri, 1981, p. 33f). Eine Absicht ist etwas, was jemand *will* oder *möchte*, d.h. etwas, dessen Eintreten ihm *angenehm* ist usf.

Eine dritte Schwierigkeit zeigt sich an der Möglichkeit der Heuchelei. Jemand kann alle Anzeichen von Schmerzen oder Eifersucht zeigen, ohne sie zu haben; umgekehrt kann man Schmerzen haben, ohne sie zu zeigen, wie wir alle seit „Winnetou I“ wissen. Zwar lernen wir Begriffe wie „Schmerz“ anhand typischer und normaler Fälle, in denen erstens deutliche äußere Anzeichen vorliegen und zweitens nicht geheuchelt wird (und wären dies nicht die normalen Fälle, gäbe es

unser Konzept von Schmerz nicht), aber daraus folgt nicht, daß Schmerz nichts anderes bedeutet als das Vorliegen der äußerlichen Anzeichen für ihn.

(3) *Reduktion auf physiologische Prozesse.* Aber könnte sich nicht unsere derzeitige Sprache, der mentale Begriffe offenbar wesentlich angehören, zu einer „härteren“ Redeweise entwickeln bzw. durch eine solche abgelöst werden? Könnte nicht an ihre Stelle eine Sprache treten, die nur noch von physiologischen Prozessen (seien sie mit bloßem Auge auch mitunter nicht beobachtbar) spricht, die ausschließlich in physiologischen Termini redet? Paul Feyerabend (1981) beispielsweise hält eine solche Entwicklung offenbar für möglich, Mario Bunge (1984) sogar für wahrscheinlich. Aber auch eine Reduktion mentaler Phänomene auf physiologische Daten ist nicht kohärent möglich. Physiologische Daten können, darauf hat etwa Brandtstädter (1991) hingewiesen, niemals Kriterien für psychologische Phänomene sein, jedenfalls niemals unabgeleitete Kriterien. Um den Zusammenhang zwischen einem physiologischen Datum und einer psychologischen Größe zu etablieren, muß ich offenbar bereits über ein unabhängiges Kriterium für die psychologische Größe bereits verfügen (vgl. auch Settle, 1982, p. 360). Um den Zusammenhang etwa eines bestimmten EEG-Musters im Gehirn mit Angst festzustellen, muß ich ja offenbar schon (unabhängig vom Ergebnis dieser Untersuchung) wissen, wann Angst vorliegt, d.h. eben, ein Kriterium für sie haben. Dieses Kriterium kann aber natürlich nicht wiederum eine physiologische Größe gewesen sein, weil für dieses dann dasselbe Argument in Anwendung käme. Wir wissen im Alltag (hinreichend) genau, was Angst ist, ohne irgendetwas über diesen Zusammenhang (mit EEG-Mustern oder ähnlichen Phänomenen) zu wissen, ja in aller Regel ohne auch nur zu ahnen, daß es so etwas wie EEG-Muster überhaupt gibt. Insofern ist die These, wie sie etwa Bunge (1984, p. 21) äußert, die Definition von „Lust“ könne durch die Fortschritte der Neurophysiologie einmal aus rein physiologischen Elementen bestehen, völlig unplausibel, wenn sie sich nicht auf das Wort, sondern auf den Begriff der Lust bezieht, den wir heute haben. Eine Welt, in der Sprache über Menschen ohne mentale Begriffe auskäme, wäre vielleicht logisch möglich, aber sicher

nicht unsere Welt, und genau besehen, auch keine Welt mit Menschen im vollen Sinne des Wortes.

2 Verzicht auf Introspektion und Selbstbeobachtung mentaler Prozesse und Dynamiken

Gestehen will also - mindestens um des Argumentes willen - einmal zu, daß wir auf mentale Begriffe und Konzepte nicht verzichten können. Dieses Zugeständnis ist weitreichender, als es auf den ersten Blick erscheinen mag, denn ich meine - soviel sollte nach den bisher geführten Argumenten klar sein - nicht einfach irgendwelche mentalen Konzepte (auch „semantisches Netzwerk“ ist in diesem weiten Sinne ein mentales Konzept), sondern wesentlich die mentalen Begriffe, die wir schon vor jeder wissenschaftlichen Reflektion und Forschung kennen und verwenden.

Ist damit nun aber für die Frage etwas entschieden, ob wir auf Selbstbeobachtung und -auskünfte von Menschen bei der Erforschung dieser mentalen Konzepte verzichten können? Offenbar nicht unmittelbar. Es könnte ja so sein, daß die Erfassung mentaler Zustände durch die Person selbst höchst unsicher, irrtumsbelastet oder fehleranfällig ist. Und es könnte dann sein, daß diese Einschränkungen aus externer Perspektive und mit wissenschaftlichen Methoden überwunden werden können. (Dies trifft ziemlich sicher für zahlreiche der sogenannten mentalen Phänomene tatsächlich zu.) Gibt es also Fälle, in denen wir an diese mentalen Phänomene gar nicht anders herankommen als über Selbstbeobachtung? Ich glaube, dies zu behaupten kann nur auf einem Mißverständnis der Bedeutung mentaler Begriffe beruhen. *Selbstbeobachtung* in einem wörtlichen Sinne ist für die Erforschung mentaler Begriffe tatsächlich eine Sackgasse, und zwar in zweifacher Hinsicht.

Im Falle der mentalen Begriffe etwa der Kognitionspsychologie ist Selbstbeobachtung eine empirische Sackgasse, und zwar genau die Sackgasse, in die schon die

Introspektionisten geraten waren. Dies belegt trefflich das Beispiel des Rechenkünstlers, der sich über die von ihm verwendeten Algorithmen täuscht (Bredenkamp, 1990), hier trifft die Kritik von Nisbett und Wilson. Viele Fragen, die die Psychologen uns so gerne stellen möchten, können wir tatsächlich nicht beantworten, auch wenn wir sie unter dem Druck der Frage dann beantworten, und im nachhinein vielleicht sogar glauben, richtig beantwortet zu haben. Vielmehr leiten hier subjektive Theorien unsere Ansichten und Antworten, Theorien, die selbstverständlich falsch sein können, und es allzuoft auch tatsächlich sind. Hier, genau hier, ist z.B. die kognitive Psychologie gefordert, bessere, d.h. überprüfbarere und überprüfte Theorien an die Stelle der common sense-Theorien zu setzen, und sie immer weiter zu verbessern. Und die Überprüfung *dieser* Theorien wird wohl nur auf Wegen gelingen, die so zweifelhafte Gebiete wie die Selbstbeobachtung meiden.

Im Falle der Erforschung der mentalen Begriffe etwa der Emotions- oder Handlungspsychologie ist Selbstbeobachtung sogar ein konzeptueller Holzweg. Die Person selbst weiß allenfalls auch, aber sicher nicht nur aufgrund von Beobachtung (Anscombe, 1957) oder Schlußfolgerung (Beck, 1975) von ihren Gefühlen, Überzeugungen, Absichten etc.. Ob ich Schmerzen habe oder nicht, ob ich „blau“ gesehen habe oder nicht, ob ich Tante Friedas Vase mit Absicht umgeworfen habe oder nicht, weiß ich nicht erst oder nur dadurch, daß ich mich beobachte. Ich *fühle* den Schmerz einfach, ich *sehe* „blau“, ich *will* die Vase umwerfen. Und ob ich etwas will oder nicht, ob ich etwas fühle oder nicht ist mir gewissermaßen unmittelbar und jedenfalls sicherer gewiß als jede „validierende“ Beobachtung es je sein könnte (vgl. hierzu auch Greve & Buchner, 1995). Genau an dieser Stelle sind auch Theorien wie die „self-perception“-Theorie von Bem (1972, 1979), der sich explizit auf die „ordinary-language-philosophy“ beruft, inkohärent; diese Theorie geht eben davon aus, daß wir uns beobachten wie andere, und aus unserem Verhalten in der gleichen Weise auf uns schließen, wie wir aus dem Verhalten anderer auf die jeweilige andere Person schließen. Keine Schlußfolgerung, keine Beobachtung, ja nicht einmal eine „Wahrnehmung“ im üblichen Sinne

des Wortes spielt hier eine Rolle, weil es so etwas wie Täuschung oder Irrtum in diesen Fällen prinzipiell nicht geben kann.

Der Verzicht auf *Selbstbeobachtung* in einem buchstäblichen Verständnis, so lautet also meine zweite These, ist in der wissenschaftlichen Psychologie nicht nur möglich, er ist im allgemeinen sinnvoll, und in aller Regel geradezu notwendig. (Ich lasse die Frage, ob und inwieweit sich dies in der angewandten Psychologie eventuell anders darstellt, an dieser Stelle einfach offen. Das mag so sein, aber es ist hier nicht mein Thema.)

3 Verzicht auf Selbstauskünfte aus der Sicht der ersten Person

Ist nun damit aber gesagt, daß *Selbstauskunft* der Personen verzichtbar ist? Ich glaube nicht. Die Begründung dafür liegt wiederum in dem bereits angesprochenen grundlegenden Mißverständnis über die Natur gerade der mentalen Phänomene, auf die schon die Alltagssprache unser Interesse gelenkt hat (Absicht, Gefühl, Empfindung, Überzeugung etc.).

Zunächst ist es vielleicht nicht unwichtig, darauf hinzuweisen, daß es in dieser schroffen Form sicher falsch wäre, daß Selbstauskünften niemals zu trauen ist. Im allgemeinen trauen wir den Selbstauskünften anderer, und im allgemeinen müssen wir das auch. Auch in der Retrospektive hat die Person selbst Vorteile gegenüber dem externen Beobachter, vor allem den der Möglichkeit der Erinnerung an die Tatsachen, die dem externen Beobachter verschlossen geblieben sind. Zwar mögen einige aktuellen oder retrospektiven Wahrnehmungen in Bezug auf die eigene Person gewissermaßen im Dienste bestimmter Motive modifiziert sein. Aber auch der Blick des externen Beobachters ist typischerweise durch Verzerrungen getrübt (Vorurteile, Sympathien, Gefühle etc.), und das gilt, wie wir seit Rosenthal Gründe haben zu vermuten, auch für den wissenschaftlichen Betrachter.

Systematische Verfälschungen des Selbstbildes können zugestanden werden (Greve, 1990), ohne daß daraus folgt, daß es nicht gleichwohl aus der Perspektive

der ersten Person Gewißheiten gibt, die gegen Irrtum immun sind. Tatsächlich ist der Gebrauch vieler mentaler Begriffe aus der Perspektive der ersten Person typischerweise weniger oder gar nicht irrtumsanfällig, wie wir gerade gesehen haben. Die Empfindung von Schmerz etwa, um nur das Standardbeispiel zu nennen, ist schwerlich extern kritisierbar. Ich *will* dieses Bonbon, was immer mir ein externer Beobachter auch einreden mag; allenfalls kann er mir das ausreden.

Es lohnt sich, hier noch einen Augenblick stehenzubleiben. Wie funktioniert das Argument? Zwar lerne ich, was der Begriff „Absicht“ bedeutet, zunächst anhand von (prototypischen) Beispielen, für die äußere Kriterien hinreichend sicher zur Verfügung stehen (möglicherweise lerne ich dabei auch, gerade in diesem Fall, daß es hierbei besonders auf die Auskunft der betreffenden Person ankommt). Daraus folgt aber nicht, daß also in jedem Fall auf eine bestimmte Absicht nur aufgrund äußerer Kriterien geschlossen werden kann, mit größerer Sicherheit womöglich, als sie die Person selber haben kann. Daraus folgt, um es zu wiederholen, vor allem nicht, daß „Absicht“ in jedem konkreten Einzelfall das Vorliegen der äußeren Anzeichen *bedeutet*. Vielmehr ist es für zahlreiche mentale Phänomene konstitutiv, daß die betreffende Person um sie weiß. Wüßte sie nicht, daß sie gerade Schmerz empfindet, hätte sie keine Schmerzen, was immer der Physiologe auch aktuell erfassen und messen mag. Hier gibt es natürlich unscharfe und schwierige Grenzen bzw. Grenzfälle (Wie ist es z.B. mit „Absicht“: gibt es unbewußte Absichten und was wäre ggf. damit gemeint? vgl. hierzu auch Greve, 1994), aber es gibt diesseits und jenseits der Grenzen genügend eindeutige Fälle, um die Unterscheidung trotz der Unschärfe der Grenze aufrecht zu erhalten (wie bei „Tag und Nacht“ oder „arm und reich“). Eine Wahrnehmung, die nicht bewußt ist, ein Schmerz, ein Gefühl, das man nicht fühlt oder spürt, ist kein Schmerz oder Gefühl, eine Absicht, die ich nicht habe, habe ich nicht.

Der Wahrnehmungsbegriff ist dabei allerdings mehrdeutig, bzw. es können mehrere empirische oder analytische Ebenen getrennt werden (ganz grob: „Eintreffen von Reizkonfigurationen auf der Netzhaut“ vs. „bewußt zur Kenntnis nehmen“). Wenn man diese Trennung nicht beachtet, kommt